

«NIMM DREIZEHN EHERNE NADELN UND STECK EINE IN DAS HIRN»

Der Glaube an die Wirksamkeit magisch-ritueller Praktiken war in der Antike weit verbreitet. Sündige wehrten mit «Beichtinschriften» die Schande der Götter ab. Sportler versuchten, ihre Konkurrenten mittels sogenannter «Fluchtäfelchen» auszuschalten. Ein Einblick in Lebens- und Vorstellungswelten der antiken Bevölkerung.

Von Andreas Victor Walser

Theogenes, ein Mann aus einem Dorf in Kleinasien, hatte um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. einen Edelstein gefunden, doch wurde er aus seinem Haus gestohlen. Als Diebin verdächtigt wurde seine Ehefrau Syntyche. Als man sie unter Folter verhörte, bat sie den Gott Men darum, ihr Genugtuung zu verschaffen und ihre Unschuld zu beweisen. Daraufhin trat nun der Gott in Erscheinung und bestrafte die tatsächliche Diebin, ein junges Mädchen, indem er sie vergewaltigte.

Die Unschuld der Ehefrau war damit erwiesen. Doch anstatt Men wegen seiner Intervention öffentlich zu preisen, schwieg Syntyche über die Angelegenheit, da sie von der Mutter des Mädchens darum gebeten wurde. Damit aber blieb sie dem Gott den ihm zustehenden Dank schuldig. Da sie ihm «die ihm gebührende Publizität verweigert» hatte, bestrafte er ihren dreizehnjährigen Sohn. Da erst erkannte sie ihr Versäumnis, pries den Gott und machte die Vorgänge öffentlich bekannt, indem sie diese in Form einer Inschrift auf einer Stele festhalten liess, die im Heiligtum des Gottes aufgestellt wurde.

Gebeichtete Familiendramen

Mit seinem unerbittlichen Insistieren auf öffentliche Anerkennung hat uns der Gott Men zu einem Zeugnis verholfen, das Licht auf die Lebensverhältnisse der ländlichen Bevölkerung im kaiserzeitlichen Kleinasien wirft, für die sich antike Schriftsteller kaum interessierten. Sichtbar wird keine dörfliche Idylle, sondern ein brutaler Alltag: Der Ehemann verdächtigt,

verhört und foltert seine Frau. Ein Mädchen wird vergewaltigt und man versucht dies zu vertuschen, um Schande abzuwenden. Der dreizehnjährige Sohn erkrankt.

Überall sehen die Menschen einen Gott am Werk. Der Gott interveniert vor allem dadurch, dass er straft – einmal, weil er darum gebeten wurde, einmal aber auch nur, weil jemand (wie es in der Inschrift wörtlich heisst) «eher im Interesse der Menschen als in dem des Gottes gehandelt hat». Als Krankheit oder Gewalttat trifft die göttliche Strafe die Schuldigen direkt, aber auch indirekt, indem sie über die Frevler Schande bringt.

Syntyches Bericht über den Diebstahl des Steines und das göttliche Eingreifen gehört zu einer Gruppe von Texten aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., die als «Beichtinschriften» bezeichnet werden. Sie sind dadurch charakterisiert, dass ihre Verfasser sich zu einem Fehlverhalten bekennen und mit dieser «Beichte» die Aussöhnung mit Gottheiten anstreben. Es sind öffentliche Bekenntnisse, die damit stets neben dem Gott auch die dörfliche Gemeinschaft adressieren.

Ein weiterer Text aus dieser Gruppe schildert ebenfalls ein eigentliches Familiendrama: Ein Mann namens Lucundus hatte seinen Verstand verloren und war in einen Zustand der geistigen Umnachtung verfallen. Schnell verbreitete sich unter den Bewohnern des kleinasiatischen Dorfes, in dem er um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. lebte, das Gerücht, dass ihn seine Schwiegermutter Tatias mit einem Zaubermittel verhext habe. Um sich gegen die vermeintliche Verleumdung zur Wehr zu setzen, bat Tatias die Götter um Hilfe bei der Klärung des Ge-

rüchts und hinterlegte im örtlichen Tempel Verfluchungen, die sich gegen die Verleumder richteten.

Nur: Es hatte sie gar niemand verleumdet, denn, wie die Inschrift festhält, hatte die Schwiegermutter ihren Schwiegersohn tatsächlich vergiftet! Die Götter liessen sich natürlich nicht täuschen und ihre gnadenlose Strafe folgte buchstäblich auf dem Fusse: Tatias selbst traf der Tod, ihrem Sohn fiel ein Messer aus der Hand auf seinen Fuss und auch er verstarb noch am selben Tag. Es waren die Enkel, die Kinder des geistig umnachteten Mannes, welche die Götter zu besänftigen suchten. Zweifellos versuchten sie so, nicht auch selbst noch der Strafe der Götter zum Opfer zu fallen. Sie lösten die im Tempel hinterlegten Verfluchungen auf und priesen die Götter, indem sie «die Offenbarungen der göttlichen Macht auf einer Stele niedergeschrieben haben».

Erst das öffentliche Eingeständnis der Schuld der Schwiegermutter – der Grossmutter der Kinder – führte zur Aussöhnung mit den Göttern, aber eben auch mit der Dorfgemeinschaft, die ja von Anfang an die Schwiegermutter als Zauberin identifiziert hatte.

Verfluchte Konkurrenz

Dass es möglich war, mit übernatürlichen Mitteln das Handeln oder den Zustand von Personen gegen ihren Willen zu beeinflussen, sie zu «binden» und dadurch an Handlungen zu hindern oder sie zu etwas zu zwingen, war eine in der gesamten Antike weit verbreitete Auffassung. Nichts bezeugt den Glauben an die Wirksamkeit solcher magisch-ritueller Praktiken besser als die sogenannten «Fluchtäfelchen», dünne Blechstücke meist aus Blei, auf denen als Inschriften Flüche und Zaubersprüche festgehalten sind.

Derartige Täfelchen in Griechisch oder Latein, von denen bis heute rund 1600 bekannt geworden sind, wurden in der Zeit zwischen dem 5. Jahrhundert vor und dem 5. Jahrhundert nach Christus in der gesamten antiken Welt hergestellt. Mit diesen magischen Tafeln wurde versucht, auf die verschiedensten Lebensbereiche Einfluss zu nehmen. Beliebte waren sie etwa im Bereich des Sports und des Zirkus, wo man sich selbst oder seinen Favoriten mit solchen Mitteln einen Vorteil verschaffen wollte. So unternahm im 3. Jahrhundert n. Chr. in Athen ein Athlet den Versuch, einen

Zum Autor

Seit dem Frühjahr 2016 hat Andreas Victor Walser den Lehrstuhl für Geschichte der alten Kulturen vom östlichen Mittelmeer bis zum Mittleren Osten an der Universität Zürich inne. Seine Forschungsschwerpunkte liegen geographisch in Kleinasien und zeitlich in hellenistischer, römischer und frühbyzantinischer Zeit. Sein besonderes Interesse gilt der Edition und Erschließung griechischer Inschriften.

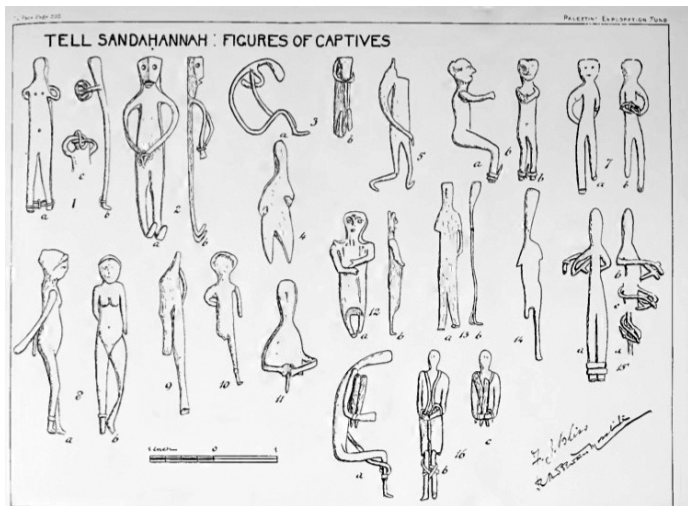


Bild: Palestine Exploration Fund



Bild: Museum von Pella

Zusammen mit Fluchtäfelchen gefundene, teilweise gefesselte Bleifigürchen (oben), bleierne Fluchtäfelchen aus dem 4. Jh. v. Chr., ca. 30x6 cm (unten).

gegnerischen Ringer um seine Siegeschancen zu bringen, indem er mit einem Fluchtäfelchen den Dämon Bety um Hilfe bat:

«Mächtiger Bety, ich übergebe dir Eutychianos, den Eutychia geboren hat, damit du ihn und seine Entschlusskraft erstarren lässt und in deiner dunklen Luft auch sein Team, das mit ihm ist. Binde in die lichtlose Ewigkeit des Vergessens und lass erstarren und zerstöre auch das Ringen, das er (...) am kommenden Freitag ringen wird. Wenn er aber doch ringt, möge er zu Fall kommen und sich selbst Schande machen.»

Fans oder Konkurrenten beim Wagenrennen baten göttliche Mächte darum, die Beine der gegnerischen Pferde zu binden oder die Wagenlenker zu behindern:

«Sie mögen [meine Favoriten] nicht zur Seite drücken, ihnen nicht den Weg abschneiden, sie nicht vom Wagen drängen, sie mögen nicht überholen, nicht die Wendemarke umfahren den ganzen Tag, wenn sie wettkämpfen. Sie mögen zerbrechen, [über die Rennbahn] geschleift werden...»

Meist waren es chthonische Mächte – Unterweltsgötter, Dämonen, die Geister jung Verstorbener – die man mit solchen magischen Praktiken zum Eingreifen zu bewegen versuchte. Die Täfelchen mit den Inschriften sind dabei nur ein Teil eines umfassenden Rituals.

Auf den Täfelchen hielt man die auch mündlich ausgesprochenen Verfluchungen fest, zu denen auch unverständliche Zauberworte gehörten. Sie wurden zusammengefasst oder zusammengerollt, mit einem Nagel durchbohrt und schliesslich vergraben, häufig in einem Grab, aber auch etwa in der Rennbahn im Zirkus. Zusammen mit den Täfelchen finden sich oft auch kleine Figuren aus Ton oder Blei, die – wie im Fluch gewünscht – gefesselt sind.

Nicht nur im sportlichen Wettkampf erhoffte man sich durch dieses Vorgehen einen Vorteil. Ebenso wollte man Gegner vor Gericht ausschalten und sie dazu zwingen, sich vor den Richtern zu blamieren, indem man ihren «Geist und ihre Zungen» in die Unterwelt band. Ein Geschäftsmann im hellenistischen Athen bediente sich eines Fluchtäfelchens, um sich die Konkurrenz vom Hals zu schaffen:

«Ich binde hinab Kittos, meinen Nachbarn, den Hanfseilmacher, seine Fertigkeit und Arbeit und Seele und Geist. Ich binde hinab Mania, die Krämerin beim Brunnen, und den Laden des Aristandros von Eleusis, und ihre Arbeit und Geist.»

Verzauberte Geliebte

Besonders häufig bediente man sich der Magie, um im Kampf um die Liebe die gewünschten Ziele zu erreichen. Flüche sollten Liebespaare auseinanderbringen:

«Ich binde hinab Theodora, dass sie Charias nicht heiratet, und ich binde hinab Charias, dass er Theodora vergisst (...) und auch den Sex mit Theodora.»

Aber Liebesglück sollte nicht nur zerstört, sondern auch erzwungen werden. So bat ein Mann im 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr. in Ägypten einen Totendämon, ihm seine ersehnte Geliebte zu bringen:

«Führe mir herbei die Ptolemais (...) und hindere sie am Essen, am Trinken, bis sie zu mir kommt. (...) Zieh sie an den Haaren, an den Eingeweiden, dass sie sich nicht entfernt von mir, (...) mir untertan ist für die ganze Dauer ihres Lebens, mich liebend, mich begehrend.»

Zusammen mit der Bleitafel fand sich eine kleine weibliche Figur aus Ton. In ihr stecken 13 Nadeln, die nach auf einem Papyrus überlieferten magischen Anweisungen angebracht wurden:

«Nimm dreizehn eiserne Nadeln und steck eine in das Hirn und sprich dazu: <Ich durchbohre dir, du (Name) das Hirn, und zwei in die Ohren und zwei in die Augen und eine in den Mund und zwei in die Eingeweide und eine in die Hände und zwei in die Schamteile, zwei in die Sohlen, jedesmal dazu sprechend: <Ich durchbohre das betreffende Glied der NN, auf dass sie an niemanden denke, ausser an mich (...) allein.»

Während die «Beichtinschriften» ein öffentliches Schuldbekenntnis dokumentieren, mit dem göttlicher Zorn besänftigt und Schande abgewaschen werden sollte, führte man diese magischen Rituale und Verfluchungen im Geheimen durch. Wer, wie Iulianus' Schwiegermutter, in den Verdacht geriet, jemandem mit einem Zauber zu schaden, wurde von der Gesellschaft geächtet. Dass man sich in



Bild: Louvre, Paris

Wie Voodoo, bloss bei den alten Griechen: durchbohrte Tonfigur einer Frau (3.-4. Jh. n. Chr.).

manchen Alltagssituationen dennoch nicht scheute, auf Magie zu setzen, um seine Ziele zu erreichen, bezeugen die «Fluchtäfelchen» eindrücklich.

Literatur

- Brodersen, Kai (Hg.): Gebet und Fluch, Zeichen und Traum. Aspekte religiöser Kommunikation in der Antike, Münster 2001.
- Gager, John Goodrich: Curse Tablets and Binding Spells from the Ancient World, New York 1992.
- Graf, Fritz: Gottesnähe und Schadenzauber: Die Magie in der griechisch-römischen Antike, München 1996.